

novation auch in der Hinsicht befördern können, dass Firmen mit einer technologie- und wissensintensiven Forschung sich nicht nur in der Entwicklung, sondern entsprechend auch bei der Verwertung der Patentrechte zusammenschließen können mit dem Ziel, durch die Koordination laufender Forschungen Innovation zu beschleunigen und qualitativ zu verbessern. Der vorliegende Band leistet mehr als nur Kritik an bestehenden geistigen Eigentumsrechten, indem er betont, dass die Auslegung und Anwendung bestehender Gesetze erstens auf gesellschaftlich verhandelbaren Vorstellungen über den Grad der Privatisierung geistiger Güter beruht und zweitens im Rahmen der bestehenden Gesetze neu ausgerichtet werden kann durch eine Restrukturierung der Institutionen bzw. Neuausrichtung der Zusammenarbeit der maßgebenden Akteure. Indem die Veränderbarkeit von Rechtsinstitutionen betont wird, sobald die Akteure Recht als ein Instrument zur Steuerung gesellschaftlicher Prozesse wahrnehmen, über die sie sich verständigen können und auch müssen, erinnert der Band daran, dass geistige Eigentumsrechte nicht nur ein Instrument zur Sicherung von Marktmacht sind, sondern in ihrer ursprünglichen Konzeption Wissenschaft, Kultur und das Gesundheitswesen auch fördern, wenn man sich auf entsprechende Zielsetzungen und Verfahrensweisen einigt. In diesem Sinne gibt der Band sowohl für die Forschung als auch für die Praxis wichtig Anregungen, geistige Eigentumsrechte zu überdenken und sie neu auszurichten, ohne sie dabei im Ganzen in Frage zu stellen.

**Karl Dietrich Erdmann:**  
**Towards a Global Community of**  
**Historians. The International Historical**  
**Congresses and the International**  
**Committee of Historical Sciences,**  
**1898–2000, hrsg. von Jürgen Kocka**  
**und Wolfgang J. Mommsen, in**  
**Zusammenarbeit mit Agnes Bläns-**  
**sdorf, New York: Berghahn Books,**  
**2005, 430 Seiten.**

Rezensiert von  
 Georg G. Iggers, Buffalo/Göttingen

Diese Geschichte der Internationalen Historikerkongresse von 1898 bis 1985 und des Comité International des Sciences Historiques (CISH) seit 1926 ist zuerst 1987 auf Deutsch als „Die Ökumene der Historiker“ von Karl-Dietrich Erdmann, von 1970 bis 1975 Präsident des CISH, herausgegeben und 2005 zum 20. Internationalen Historikerkongress von Wolfgang J. Mommsen bis zu seinem Tod 2003 auf den letzten Stand gebracht worden. Das Buch erfüllt zwei Aufgaben: eine Untersuchung des historischen Rahmens, in dem die Kontakte unter Historikern in der ganzen Welt stattfanden und eine Analyse der Hauptströmungen historischen Denkens und historiographischer Praxis im 20. Jahrhundert. Es ist gut, dass dieses wichtige Werk jetzt einer englischsprachigen Leserschaft zugänglich ist. Eine Stärke und gleichzeitig eine Schwäche des Buches ist, dass es einen nützlichen Überblick über die an den einzelnen Kongressen gehaltenen Vorträge bietet, aber daher oft eher

kumulativ als analytisch wirkt, was allerdings nicht die Schuld der jetzigen Herausgeber ist, sondern dem Buch zuzurechnen ist, das sie vorfanden. Wie Erdmann im Vorwort der Ausgabe von 1987 betont, soll „die nachfolgende Untersuchung ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft sein.“ Und in der Tat war sie damals die erste umfassende Geschichte der Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Jürgen Kocka sieht sie im Vorwort der hier vorliegenden englischen Ausgabe von 2005 als „an outline of the history of historical studies in the twentieth century“ und unterscheidet drei Phasen in der Geschichte des ICHS, eine erste zwischen 1919 und 1939, in der sich die meist national orientierten Historiker bemühten die Kluft zwischen den ehemaligen Kriegsgegnern zu überwinden, eine zweite zwischen 1950 und 1990, in der ein ernsthaftes Gespräch unter Historikern aus den beiden Lagern des Kalten Kriegs stattfand, und eine dritte seit 1990, die die heutigen Trends zur Globalisierung widerspiegelt. Man kann zwischen 1898 und jetzt von Fortschritten in Richtung einer „Ökumene der Historiker“ oder „Global Community of Historians“ sprechen, wie sie in diesem Band dokumentiert werden, aber die Entwicklung ist langsam und bis heute unvollständig. In den beiden von Jürgen Kocka angedeuteten ersten zwei Phasen gibt es noch wenige Ansätze zu einer Geschichtsschreibung, die nationale Grenzen überschreitet. Aber die Gründung des ICHS 1926 bedeutete doch einen durchaus positiven Schritt in Richtung einer Ökumene. Nicht dass die nationale Orientierung in der Geschichtswissenschaft überwunden wurde – ein Beispiel dafür, dass dies nicht gelang, ist der unausge-

wogene Umgang mit der Frage nach den Ursachen des Ersten Weltkriegs – aber die Grundlage wurde für ein Gespräch jenseits der nationalen, und zunehmend auch der ideologischen Grenzen geschaffen, und Deutschland, das 1924 noch aus dem Kongress in Brüssel ausgeschlossen war, wurde 1926 gleich aufgenommen, und im selben Jahr trat auch die Sowjetunion in das ICHS ein. Aber bis in die 1970er Jahre beschränkt sich die Teilnahme an den internationalen Kongressen fast ausschließlich auf Europa und Nordamerika. Gleichzeitig findet in den 1920er und 30er Jahren eine starke Ideologisierung statt, die zu einer Kluft führt zwischen der pluralistischen Geschichtswissenschaft in den demokratischen Staaten von Westeuropa und Nordamerika, wo sehr unterschiedliche, in Frankreich neben den *Annales* auch marxistische, Standpunkte vertreten sind, und der weitgehenden Gleichschaltung der historischen Forschung im faschistischen Italien, in der kommunistischen Sowjetunion und nach 1933 im nationalsozialistischen Deutschland. Es ist bedrückend, wie die westlichen Mitglieder des ICHS die Verfolgung von Historikern in diesen Ländern hingenommen haben. Es gab keinen Protest als Gaetano De Sanctis, als Nichtfaschist, seine Professur in Italien verlor und er auch 1931 auf Beschluss Italiens seinen Sitz im Bureau des ICHS aufgeben musste. Trotz alledem wurde noch 1938 beschlossen, dass der nächste internationale Historikerkongress in Rom stattfinden sollte. Es gab eine ähnliche Zurückhaltung gegenüber der Sowjetunion und der Deportation von nichtkonformen Historikern unter Stalin. Einzelne Historiker wie Halvdan Koht aus Norwegen und Aage Friis aus Dänemark forderten eine Verurteilung der

Verfolgung von Historiker jüdischen Ursprungs in NS-Deutschland, konnten sich aber nicht durchsetzen. Das bedeutete, wie hier geschildert, dass dem ICHS weniger die Freiheit der Forschung wichtig war, als das internationale Gespräch. Aber in vieler Hinsicht waren im Bureau des ICHS in diesen Jahren noch Historiker, besonders aus Mittel- und Osteuropa und Italien, aber auch aus der Weimarer Republik, die sich in erster Linie als Vertreter der politischen und ideologischen Interessen ihres Landes verstanden. Auch Erdmann, der sich als Konservativer betrachtete, und sich nach 1933 mit dem Nationalsozialismus zurecht fand, war nach 1945 im Kalten Krieg überzeugt – und ich würde ihm Recht geben – dass das Gespräch mit den Historikern im kommunistischen Ostblock nicht gefährdet werden dürfe. Aber er identifizierte die Historiographie dieser Länder zu sehr mit dem offiziellen Marxismus-Leninismus, den er persönlich ablehnte, aber als eine alternative Geschichtsauffassung zu der westlichen sah. Dennoch gab es im Ostblock Abweichungen: Ein bedeutender nichtmarxistischer Historiker in der Sowjetunion wie Aaron Gurjewitsch wird weder in Erdmanns noch in Mommsens Teil erwähnt und auch nicht die engen Beziehungen, die zwischen polnischen und ungarischen Historikern und den französischen *Annales* existierten. Und es gab auch bedeutende westliche Marxisten, die neue Wege gingen und wie im Fall von Edward P. Thompson einen bedeutenden Einfluss auf die postkoloniale Geschichtsschreibung in Indien und Lateinamerika ausübten, die nicht vorkommen. Allerdings beginnt mit dem Kongress 1965 in Wien, 1970 in Moskau und verstärkt 1975 in San Francisco langsam eine Beschäfti-

gung mit außereuropäischer Geschichte, die Erdmann kurz dokumentiert, an der zunehmend Historiker aus Asien, besonders aus Japan, und aus Lateinamerika teilnahmen. Mommsen beschreibt die Wende nach dem Kongress 1990 in Madrid zu einer vergleichenden globalen Geschichte, die zentrale Themen beim Kongress 2000 in Oslo – und 2005 in Sydney – wurden. Aber Diskussionen in der Zeit nach 1990 wie z. B. 1995 in Montréal zur Gender History und 2000 in Oslo zur Linguistischen Wende kommen nur am Rand vor, mit kurzen Erwähnungen von Vorträgen, ohne ähnlich ausführlich zu sein wie die Kapitel 13 und 17, die sich mit den Debatten um Theorie und Methodologie von den 1950er (Paris und Rom) bis zu den 1980er Jahren (Bukarest und Stuttgart) beschäftigen.

Die englische Ausgabe bringt die Bibliographie der Erdmannschen Ausgabe auf den Stand von 2004. Aber sie bewegt sich im europäischen und nordamerikanischen Rahmen der deutschen Ausgabe von 1987. Für die Literatur in den westlichen Ländern ist sie sehr vollständig, aber es ist überraschend, dass sie noch nicht die nicht-westlichen Veröffentlichungen einschließt. Selbst die bedeutenden englischsprachigen Arbeiten indischer Historiker und Historikerinnen der Subaltern-Gruppe fehlen mit der einen Ausnahme von Dipesh Chakrabarty, „Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference.“ Russischsprachige Publikationen erscheinen in der Liste, aber nur aus der sowjetischen Periode, und diese Rubrik wird für die Zeit nach 1990 nicht weitergeführt. Die ostasiatischen, arabisch-islamischen und lateinamerikanischen Schriften fehlen, sowie die englisch- und französischspra-

chigen Arbeiten aus Afrika. – Nach diesen teils kritischen Bemerkungen soll doch am Schluss etwas sehr Positives gesagt werden. Zwar erfüllt das Buch die ursprüngliche Absicht von Erdmann, einen Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft zu leisten, nur in einem beschränkten Maße, aber es ist doch ein einzigartiger Beitrag zur Untersuchung des oft anderswo vernachlässigten institutionellen und politischen Rahmens, in dem sich die Diskussionen von Historikern – und später im 20. Jahrhundert auch von Historikerinnen – bewegten, obwohl der Anteil von Historikern und Historikerinnen aus der nichtwestlichen Welt an diesen Diskussionen selbst im neuen Teil nach 1990 zu kurz kommt.

**Philipp Löser / Christoph Strupp (Hrsg.): Universität der Gelehrten – Universität der Experten. Adaptionen deutscher Wissenschaft in den USA des neunzehnten Jahrhunderts (= Transatlantische Studien, Band 24), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005, 171 Seiten.**

Rezensiert von  
Matthias Middell, Leipzig

Der Perspektivenwechsel von einer konfrontativ vergleichenden Geschichtsforschung zur Analyse von Kulturtransferprozessen, dem auch dieses Ergebnis einer Tagung am Washingtoner Deutschen Historischen Institut aus dem Jahr 2002 verpflichtet

ist, privilegiert statt der Gegenüberstellung von Strukturen und Paradigmen die mikrohistorische Betrachtung von Mittlerfiguren und deren Tätigkeit bei der Identifizierung und Übertragung fremder Kulturelemente in den je eigenen Kontext. Bisher ist dieser Ansatz mit Blick auf die möglicherweise besonders ergiebige Geschichte wissenschaftlicher Institutionen im Zeitalter der Professionalisierung und Verfälschung (Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts) vor allem im deutsch-französischen Zusammenhang ausprobiert worden. Allerdings haben diese scheinbar bilateralen Untersuchungen immer wieder zu Tage gefördert, in welchem starkem Maße kulturelle Transfers mehr als zwei Stationen einschließen und ganze Netzwerke von Personen und dichte Geflechte von Interpretationsrahmen und wissenschaftlichen Praxen mobilisieren. Für die Gegenwart und allerjüngste Vergangenheit wird dagegen besondere Aufmerksamkeit auf die Beziehungen zwischen Wissenschaftssystemen überall in der Welt und in den USA gelegt. Das Stichwort einer begeistert-freiwilligen und/oder misstrauisch ertragenen Amerikanisierung macht die Runde. Aus den historischen Studien ließe sich allerdings lernen, dass bei aller Asymmetrie der Machtverhältnisse und der Attraktivität von Paradigmen niemals irgendeine Sendekultur darüber zu entscheiden vermag, was und wie aus ihrem Reservoir andernorts angeeignet wird. Vielmehr lenken die tatsächlich stattfindenden kulturellen Transfers den Blick auf Defizitwahrnehmungen und ein mobilisierungsträchtiges Vermögen zur Selbstkritik. Dass dies gegenwärtig in Europa vorherrscht, beschreiben die Ziele des Lissabon-Gipfels der EU überdeutlich,